

«Fragen Sie sich morgens manchmal:
Ist das heute mein letzter Tag?»

«Nein, ich wache
auf und denke:
Was gibts zu tun?
Was ist mit dem Auto?»



Hat alles im Griff: Judith Kerr in ihrer Küche in Barnes, London, mit Katinka, ihrer neunten Katze.

Die Kinderbuchautorin Judith Kerr («Als Hitler das rosa Kaninchen stahl», «Kater Mog») ist 94 und näher dran am Leben als viele 40-Jährige.

TEXT ANUSCHKA ROSHANI

Sie hat ein reizendes Eichhörnchengesicht, das ein wenig verschmitzt wirkt, zugleich gütig. Sie ist chic gekleidet, auf eine unangestrengte, lässige Weise. Auch das typisch britische Reihenhäuschen in Barnes im Südwesten Londons, in dem sie seit sechzig Jahren lebt, spiegelt das unprätentiöse Wesen Judith Kerrs – die in England durch den Kinderbuchklassiker «The Tiger Who Came To Tea» und die siebzehn Bände über den Kater Mog eine Berühmtheit ist.

Auch im deutschsprachigen Raum ist sie bekannt; die 1971 erschienene Geschichte «Als Hitler das rosa Kaninchen stahl» war ein Millionenseller. Darin beschreibt Kerr die Flucht ihrer jüdischen Familie aus dem nationalsozialistischen Berlin – aus der Sicht eines Kindes, für Kinder. Bemerkenswert ist der leichte Ton, der dieser Fluchtgeschichte etwas geradezu Idyllisches gibt – nicht weil Kerr es für kindliche Gemüter geschönt hätte, sondern weil sie ihre Kindheit immer als schön und im besten Sinne aufregend empfand. Die Familie floh zuerst in die Schweiz, nach Küsnacht ZH, aber dort durfte der Vater, der Theaterkritiker Alfred Kerr, nicht schreiben, also zogen sie nach Paris und dann nach London.

Judith Kerr, die seit dem Tod ihres Mannes vor elf Jahren allein lebt, serviert Tee und Gebäck und freut sich, das Gespräch in ihrer Muttersprache zu führen. Fast nie sucht sie nach einem deutschen Wort, obwohl sie seit 1936 fast nur Englisch spricht und schreibt. Dass es in diesem Interview ausnahmsweise weniger um ihre Geschichten und persönliche Geschichte gehen soll, sondern darum, wie sie das Alter betrachtet, weckt nur ihre Neugier: Zurückhaltend und doch offen erzählt sie davon, wie es sich anfühlt, am Lebensende angekommen zu sein.

Das Magazin – Sie sind am 14. Juni 94 geworden und noch immer viel unterwegs. Es ist eher selten, in Ihrem Alter noch so aktiv an allem teilzunehmen.

Judith Kerr – Es ist nicht so selten, wie man glaubt. Wenn ich jemandem sage, ich sei 94, höre ich oft: Meine Mutter ist auch schon 97 oder mein Vater 98 – es ist also gar nicht so besonders.

Aber es ist sicher keine Selbstverständlichkeit, auch noch so viel zu arbeiten. Erst vergangenes Jahr kam Ihr neuestes Buch heraus.

Und das nächste kommt im Oktober. Ich bin jetzt seit einigen Jahren allein – und was soll ich sonst machen? Ich bin unglücklich, wenn ich nicht arbeite, und glücklich, wenn ich arbeite.

Schaffen Sie Ihr tägliches Pensum? Nicht immer, manchmal muss man früher aufhören, weil einem nichts einfällt, aber mir geht es da wie den meisten Leuten – ich erwarte von mir, dass ich jeden Tag etwas schaffe.

Erfüllt Sie die Arbeit?

Ja, vor allem das Zeichnen. Ich weiss, wer ich bin, wenn ich zeichne.

Sind Sie heute konzentrierter?

Sicher! Früher mussten mein Mann und meine Kinder umsorgt werden – man ist ja in der Welt: trifft Freunde, muss mit dem Lehrer sprechen, die Kinder müssen zum Zahnarzt, es ist viel Alltag. Jetzt kann ich 24 Stunden am Tag zeichnen – ich höre erst auf, wenn es mich erschöpft.

Wie meinen Sie das: Sie wissen beim Zeichnen, wer Sie sind?

Wenn man in meinem Alter allein ist, macht man sich über Kleinigkeiten Sorgen: Das Auto springt nicht an, so etwas – das wird alles gross. Aber sobald ich zeichne, ist das vergessen. Dann wird es klein, so klein, wie es sein sollte.

Wissen Sie auch besser, wer Sie als Mensch und Künstlerin sind?

Ja, ich habe das Gefühl: *I'm finally getting it.* Ich war schon 45, als das erste Buch herauskam, weil ich bis dahin allerhand anderes gemacht hatte.

Sie sagten in einer Zeitung, in Ihrem Alter denke man nicht mehr in die Zukunft – doch Sie wollen 95 Jahre alt werden, um noch Ihr nächstes Buch zu Ende bringen zu können.

Ja, aber jetzt ist mir noch ein anderes eingefallen, also glaube ich, ich brauche doch noch vielleicht, bis ich 96 bin.

An dem arbeiten Sie nun?

Das ist ungewöhnlich für mich, meistens muss ich über das nächste Buch endlos nachdenken. Aber diesmal – *touch wood!*

Sie kennen vielleicht von Colette den Ausspruch: «Ich hatte ein wunderbares Leben. Schade, dass ich es so spät gemerkt habe.»

Ich habe den Eindruck, auf Sie trifft eher das Gegenteil zu.

Ich habe das immer gewusst, immer.

Sind Sie ein Mensch, der fürs Glück begabt ist?

Mein Vater hatte dieses Talent bestimmt, und ich glaube, ich habe es von ihm geerbt.

Hilft Ihnen das nun im Alter?

Sicher! Dass man die Welt wunderschön findet und dass man in ihr spazieren gehen und sie sich anschauen kann, das ist natürlich gut! Ich glaube, die meisten Leute – wenn man weiss, dass der Tod naht, also dass es nicht mehr so lange dauern kann – tun das, sie gehen spazieren, wenn sie noch können, und denken sich: Das ist doch wunderschön.

Freuen Sie sich heute mehr über den Augenblick als früher, als Ihnen die Endlichkeit weniger präsent war? Mit dreissig denkt man ja vermutlich eher selten an den Tod.

Mit dreissig hat man dafür zu viel zu tun. Ja, sicher, man hat jetzt Zeit, darüber nachzudenken. Und man weiss, dass es nicht immer weitergeht.

Macht Ihnen die Endlichkeit Angst?

Nein. Ich glaube nicht, dass es danach etwas gibt – aber man weiss es nie. Es ist einfach schade, dass man das alles nicht mehr sieht.

Sie empfinden darüber Bedauern? Natürlich ein Bedauern, aber zugleich ist da der Gedanke, dass man sich wirk-

«Ich weiss nicht, worauf ich stolz sein soll ...
Ich glaube, meine Kinder sind okay geworden.
Hoffentlich.»

lich nicht beklagen kann, wenn man ein so glückliches Leben wie ich gehabt hat – und ein so langes.

Gibt es Momente, in denen Sie denken: Ich muss das ganz intensiv in mir aufnehmen? Oder: Diese Freundin, diesen Freund sehe ich vielleicht zum letzten Mal?

Ja, man verliert viele Freunde. Und weiss, es wird nicht alles weitergehen. Mein Leben hat sich mit dem Tod meines Mannes vor elf Jahren völlig geändert. Es ist für alle alten Leute gleich. Aber es hat auch gute Seiten: Ich geniesse es, dass ich mich an Dinge erinnere, als die Welt noch eine ganz andere war. Das finde ich sehr interessant.

Gibt es eine Zeit, an die Sie sich besonders stark erinnern?

Ich glaube, es gibt keine stärkere oder schwächere Erinnerung. Ich erinnere mich an Momente, als ich ganz klein war. Es kommt einem plötzlich irgendetwas in den Sinn, nicht wahr! Als die Welt noch ganz anders war und wie sich das geändert hat.

Welche Veränderungen fallen Ihnen besonders auf?

Die Welt ist so viel reicher geworden.

Im Sinne von wohlhabender oder von komplexer?

Beides. Als ich klein war, habe ich mir immer Sorgen gemacht, dass Menschen verhungern. Und zwar nicht in Afrika, sondern in Deutschland. Das war tatsächlich so, man wusste, das geschieht. Ich weiss noch, als wir in die Schweiz kamen und ich die Apfelbäume in den Strassen sah – das fand ich grossartig. Ich sagte zu meiner Mutter: Hier kann keiner verhungern! Sie können immer Äpfel essen. Aber nicht im Frühling, erklärte mir meine Mutter daraufhin. So war die Welt. Und als ich siebzehn war, in London, und man die Invasion erwartete, und man wusste ja, mein Vater war

auf der ersten Liste der Nazis – da erinnere ich mich daran, dass ich irgendwo lag, während die Bomben fielen, und ich dachte: Ist doch schade, ich werde nie älter werden, als ich jetzt bin. Ich werde nie wissen, werde nie ausprobieren können, was ich vielleicht alles machen will. **Ist Ihnen der Gedanke von damals noch sehr gegenwärtig?**

Ich erinnere mich ganz genau daran. Ich weiss nicht, warum, aber ich schlief auf irgendeinem Tisch in dem Hotel, in dem wir damals wohnten, nicht im Zimmer selbst, das war zu gefährlich, sondern im Erdgeschoss oder Keller.

Haben Sie das Gefühl, Ihnen sei die Zeit ab 17 geschenkt worden?

Natürlich! Ich habe unglaublich viel Glück gehabt in meinem Leben.

Von aussen betrachtet, hatten Sie nicht nur Glück. Immerhin mussten Sie mit den Eltern emigrieren, auch wenn Sie immer sagten, dass Sie die Flucht nie als Unglück empfunden haben.

Das habe ich meinen Eltern zu verdanken, dass ich es nicht als Unglück empfand. Mein Bruder und ich waren uns immer einig, dass die sogenannte Flucht für uns ein Glück war. Es war herrlich in den anderen Ländern: Französisch zu lernen, in Paris zu leben. Wir haben viel bekommen. Nach einem Jahr Französisch wie seine Muttersprache zu sprechen, das ist ein grosser Gewinn. Man erfährt, dass allerhand Dinge möglich sind – und dass es viel Verschiedenes gibt in der Welt, verschiedene Sprachen, Menschen. Man bekommt ein grösseres Verständnis für die Welt. Meine Enkelkinder sind in Italien aufgewachsen, sie haben auch das Doppelte in ihrem Leben – sie sind von Grund auf zweisprachig, ohne dass sie Flüchtlinge sein mussten, das ist grossartig.

Mit Ihrem Buch «Als Hitler das rosa Kaninchen stahl» haben Sie Ihrer eigenen Kindheit eine Form

gegeben – Ihren Erinnerungen daran. Ist es ein bisschen so, als hätten Sie Ihre Kindheit damit in Bernstein gegossen?

Nein, ich glaube, als ich es schrieb, dachte ich vor allem an meine Kinder, um ihnen zu sagen, wie es damals bei uns war. Ich glaubte allerdings nicht, dass es irgendjemand lesen wollen würde. Manchmal gucke ichs mir heute an und denke, ja, das ist ganz gut gelungen. Manchmal aber denke ich, dies oder das hätte ich besser machen können.

Auch wenn Ihnen nach dem Schreiben noch viel einfiel – war es gut, die Trilogie abgeschlossen zu haben?

Im dritten Band bin ich ja schon erwachsen, und danach dachte ich, jetzt kann ich anfangen, ein Buch für Erwachsene zu schreiben. Aber jedes Mal kam ich nur halbwegs durch, bis es nicht mehr ging – da dachte ich, nein, das bin ich nicht. Daraufhin machte ich sechs «Kater Mog»-Bücher.

Wenn Sie an sich als junge Frau denken: Was war Ihr Lebensziel?

Ich wollte immer zeichnen – ich habe auch immer gezeichnet. Ich war glücklich, endlich in die Zeichenschule zu kommen, ich wollte Malerin werden. Dann lernte ich meinen Mann kennen, das war auch ein grosses Glück. Dann kamen die Kinder – und da machte ich das erste Buch, das aus der Geschichte entstand, die ich meiner kleinen Tochter im Bett erzählt hatte und die ihr besser gefiel als andere. Das habe ich dann als Bilderbuch gemacht.

Man spricht von der Weisheit des Alters. Zeigt sich die bei der Künstlerin als Gelassenheit?

Nein, als Künstlerin habe ich diese Gelassenheit nicht. Man hat immer noch die zwei Sorgen: ob man es gut genug macht und ob man noch genug Zeit hat. Jetzt gibt es diese Dringlichkeit.

Die Selbstzweifel lassen nicht nach?

Sie werden weniger, weil ich viel Erfahrung habe. Wenn man in 50 Jahren nichts lernen würde, wäre es auch wirklich ein bisschen deprimierend. Die 50 Jahre Erfahrung helfen, aber man will es trotzdem immer noch besser machen. Sonst hats ja auch gar keinen Zweck weiterzumachen: wenn es nicht besser wird.

Was mögen Sie am Altsein?

Diese gewisse Gelassenheit. Also dass man an irgendetwas denkt, was viel-

leicht in zehn Jahren passieren wird, und man sich dann sagt: *I don't have to worry about that.*

Und was mögen Sie nicht, was hassen Sie am Alter vielleicht sogar?

Ich werde müde, aber das ist einfach so. Hassen würde ich es, wenn ich nicht mehr gehen könnte. Man hat ja so grosses Glück in diesen Tagen: Ich habe eine neue Hüfte, meine Augen wurden operiert, meine rechte Hand wurde operiert, sodass ich weiterhin zeichnen kann. Das ist ein Riesenglück, vor zwanzig Jahren wäre das vielleicht noch nicht möglich gewesen.

Gehen Sie viel spazieren?

Ja, ich mache jeden Tag längere Spaziergänge. Ich liebe es, und ich brauche es auch. Zum Denken. Wenn man ein Problem bei der Arbeit hat, ist es leichter, es beim Spaziergehen zu lösen.

Was, meinen Sie, ist Ihr grösstes Verdienst? Wenn Sie auf Ihr Leben gucken: Worauf sind Sie am meisten stolz?

Ich weiss nicht, worauf ich stolz sein soll. Ich glaube, die Kinder sind okay geworden – hoffentlich. Meine Tochter wird jetzt sechzig, mein Sohn ist, glaube ich, 57, aber für mich als Mutter macht es keinen Unterschied, wie alt sie sind. Als ich letzte Woche plötzlich ins Spital musste und es aussah, als könnte es sehr ernst sein – da kam meine Tochter sofort vom anderen Ende Londons ins Krankenhaus, sie blieb, bis Entwarnung kam. Sie dachten, es sei ein Schlaganfall, aber es war keiner.

Hatten Sie Angst?

Eine Riesenangst! Ich dachte, jetzt kommts. Meine Tochter war mir eine grosse Hilfe. Ich merkte erstmals, sie ist nicht mehr «meine Kleine», sondern eine verantwortungsvolle Frau.

Gibt es etwas im Leben, was Sie reut?

Ich ahnte nicht, als ich die Bücher schrieb – weil uns unsere Eltern so behütet haben –, wie mein Vater sich anstrengte, um uns damals durchzubringen. Er hat nie darüber gesprochen.

Als Ihr Vater, der berühmte Theaterkritiker Alfred Kerr, starb, waren Sie erst 25.

Ich habe ihn in seinem letzten Lebensjahr sehr gut kennen gelernt. Wir waren einander sehr nah. Meine Mutter war damals, 1947, in Deutschland, sie arbeitete für die Amerikaner, und mein Vater war allein in London. Ich

wohnte bei ihm um die Ecke und war in der Zeichenschule, und ich hatte mit meiner Mutter vereinbart, dass ich jeden Abend nach der Zeichenschule zu ihm gehe. Ich blieb eine Zeit lang bei ihm, und wir haben über alles gesprochen. Ich wollte mit ihm damals über so vieles sprechen, über mein Zeichnen zum Beispiel, und er wusste so viel. Das war sehr schön für mich.

Ihr Vater starb in Hamburg.

1948 in Hamburg, ja, denn weil es damals sehr schwer für die Deutschen war, wollte man sie etwas aufheitern, und da haben die Engländer, die englische Regierung, meinen Vater gebeten, nach Deutschland zu reisen und das zu tun, was er vor den Nazis getan hatte: Er sollte ins Theater gehen und Kritiken schreiben. Da war er schon achtzig, aber er nahm das Angebot glücklich an.

Fiel es ihm nicht schwer, nach Deutschland zurückzukehren?

Nein, er wollte das. Meine Mutter war ja auch schon in Deutschland, das war noch ein Grund. Sie flogen ihn in einem Militärflugzeug hin, anders kam man gar nicht hin. Er war nie zuvor geflogen, und er fand es wunderbar. Als er ankam – hier in England wusste kein Mensch, wer er ist –, da standen Fotografen und Journalisten am Flughafen, und am Abend ging er ins Theater und sah, glaube ich, eine nicht sehr gute Aufführung von «Romeo und Julia», und dann ging er ins Hotel zurück und bekam dort einen Schlaganfall. Am nächsten Morgen fand ihn ein Journalistkollege. Mein Vater lag am Boden, aber er konnte sprechen und wusste genau, was passiert war. Und da sagte er: Ja, es ist ein Schlaganfall, aber es war nicht die Aufführung – sie war schlecht, aber so schlecht war sie doch nicht.

Sein Humor hat ihn anscheinend selbst da nicht verlassen.

Nein (*lacht*). Aber es ging ihm nicht besser, und meine Mutter hat ihm deshalb geholfen und irgendein Gift besorgt – er wollte nicht mehr. Er war auf einer Seite gelähmt, und er fand, er konnte nicht mehr richtig denken.

Konnten Sie Abschied nehmen?

Damals war Selbstmord ein Verbrechen. Meine Mutter musste ihm das Gift im Spital heimlich geben, er hat es irgendwo in seinem Bett versteckt. Es wäre verdächtig gewesen, wenn sie bei ihm gewesen wäre, als er starb, deshalb verbrachten meine Eltern seinen letz-

ten Tag gemeinsam, aber abends ging meine Mutter weg, und in der Nacht hat er das Gift genommen. Man hatte ihm geraten, keine Abschiedsbriefe zu schreiben. Aber ein befreundeter Journalist, der davon wusste, dachte sich, mein Vater ist doch von seiner Natur ein Schreiber, deshalb ging er in dieser Nacht, als mein Vater es tat, um fünf Uhr früh ins Spital, um nachzusehen – und tatsächlich war das Bett meines Vaters mit Zetteln übersät. Der Freund nahm sie an sich – es waren Abschiedsbriefe an meine Mutter, meinen Bruder und mich.

Können Sie seine Entscheidung heute nachempfinden?

In meinem Flur beim Eingang hängt ein rosa Zettel, vom Arzt unterschrieben, darauf steht: Nicht wiederbeleben! Also bloss nicht wieder zurückbringen ins Leben. Als ich jetzt im Spital war, sagte ich dies dem Personal auch.

Fragen Sie sich morgens manchmal: Ist das heute mein letzter Tag?

Nein, ich wache morgens auf und denke: Was gibts heute zu tun? Was ist mit dem Auto? Was ist damit und damit? Aber natürlich weiss man, es wird nicht mehr so furchtbar viele Tage. Und man ist dankbar, sehr dankbar.

Ich denke jetzt schon, ich habe keine Zeit mehr zu vergeuden.

Das ist etwas anderes – oder, nein, vielleicht auch etwas Ähnliches: Wenn man seine Arbeit liebt, ein Riesenglück, dann unterscheidet man zwischen Wichtigem und weniger Wichtigem. Auch wenn man endlos Zeit hat, auch in Ihrem Alter, dann sagt man sich: Der ist mir zu langweilig, ich habe Besseres zu tun.

Haben Sie das Gefühl, Ihre Seele hat ein anderes Alter als Ihr Körper? In welchem Alter sehen Sie sich selbst?

Ich weiss nicht, ich sehe mich überhaupt nicht. Oder als so alt, wie ich jetzt bin.

Also das Selbstbild altert mit?

Ach, ich weiss nicht (*lacht*). Wenn ich in den Spiegel schaue, dann denke ich eher: Also dieser Pulli von Marks & Spencer ist doch ganz gut! DM